

Von der Hundwyler Landsgemeinde

Autor(en): **Juchler, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Hundwyler Landsgemeinde.

Von M. Zuhler, Herisau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit drei Originalaufnahmen von Aug. Ammann, Zürich.

«L'état c'est moi!» sagt das freie Volk von Appenzell, allerdings auf gut schweizerdeutsch, und geht einmütig zur Landsgemeinde. Und alle herzuströmenden Fremden staunen das seltene Schauspiel an, wie ein ganzes Völklein Kopf an Kopf gedrängt, ein, zwei bis drei Stunden auf dem relativ engen Platz aushält, ob es regnet oder ob die Sonne brennt, um des Landes Wohl gemeinschaftlich zu beraten und seine Obrigkeit zu bestätigen oder neu zu wählen. Selbstbewußtsein, Gewöhnung und das Gefühl der Gleichberechtigung Aller nicht nur vor dem Gesetz, sondern vor dem Richterstuhl der eigenen Meinung, haben in der Landsgemeinde einen Akt geschaffen

und ins Volksleben eingäht, daß es der Alles wandelnden Zeit schwer fallen dürfte, ihn umzumodeln. „Und ich thue es doch“, hören wir sie räumen; aber das schreckt unsere behagliche Schaulust nicht und erhöht nur unsere Sympathie mit den eigenartigen, beweglichen Appenzellern und ihrer originellen Staatseinrichtung.

Daß die kleine Schweiz innert den engen Grenzen ihrer 22 Kantone ebenso viele Volkscharaktere, Sitten und Trachten beherbergt, findet der Ausländer erstaunlich, amüßant. Uns Schweizern selber aber fällt es auf, daß auf der kleinen Hochwarte am Nordfuß des Säntis zwei Halbkantone wie gute



Auszug zur Landsgemeinde in Appenzell (S. Rh.) 1896. Phot. Aug. Ammann, Zürich. (Siehe S. 61).

Nachbarfamilien friedsam nebeneinander wohnen und sich fast haarscharf in ihren Eigentümlichkeiten von einander abheben: Die Appenzeller Außerrhodens gewerblich rührig, aufgeweckt, selbständig und fortschrittlich; die Innerrhoder, zum größten Teil Bauernsamen von altem Schrot und Korn, konservativ auf alter Sitte beharrend, von jener Schlaueit und Zähheit, die einen Schritt rückwärts geht, um zwei vorwärts zu kommen. Während die Appenzeller A. Rh. als nüchterne, praktische Protestanten ihre Landestracht bei Seite gelegt haben, fügen die schönen Innerrhödlerinnen mit dem feingeschnittenen Profil und dem kunstvoll gewellten Haar an ihren Stiefrahmen und zaubern mit geschickten Händen und kühlem Sinn reiche Muster auf den feinen Battist, der in aller Herren Länder seinen Absatz findet.

Zu gleicher Zeit, am letzten Sonntag im April, halten diese beiden Halbkantönchen ihre Landsgemeinde ab: Außerrhoden in den Jahren mit gerader Zahl in Trogen, in den ungeraden, wie dies Jahr, in Hundwyl; Innerrhoden in seinem Hauptort Appenzell und zwar einige Stunden später wie Außerrhoden,

so daß es einem Neugierigen, der zudem über ein Geschäft verfügt, möglich ist, den Besuch beider zu vereinigen. Wir schließen uns den Wanderern nach Hundwyl an; scheint doch der Himmel, nachdem er wochenlang seine Winterlaunen ausgetobt hat, heute zum erstenmal ein freundliches Gesicht machen zu wollen. So ein Appenzellerfrühling ist ein eigen Ding: entweder ist er gar feiner, oder er hat etwas vom Charakter der Landesbewohner an sich:

„Ein eigen Völklein
Sind unsre Appenzeller, klug wie Schlangen.
Bald süß und klar wie Bienenhonig ist
Ihr Wort, bald räh wie alter Käse;
Und zäh und stark wie dieser Säntisfels
Ist all ihr Denken, Fühlen und ihr Glauben.“ —

Auf allen Straßen ist es schon lebendig. Fußgänger, Radler, luftige Sommerwagen und feine Kutschen streben in verschiedenen tempi alle dem gleichen Ziele zu. Auf jenem Wagen thront neben dem Kutscher der Standesweibel im schwarzweißen Mantel mit dem Zweispiz auf dem männlich schönen

Kopf, und die silberhaarigen Insassen sind die Vertreter der höchsten Landeswürde.

Wollen wir uns nun dem Gros der Landsgemeindebesucher, das bunt durcheinandergewürfelt die breite Landstraße in ununterbrochenem Zuge bedeckt, anschließen, oder den Wald- und Wiesenweg über Hügel und Tobel nehmen? Wir wählen das letztere und mit uns noch viele andere, die freiere Bewegung und schmutzige Schuhe dem beengenden Geschiebe auf der Heerstraße vorziehen. Kaum daß das Auge sich Zeit nimmt, die wunderschönen Ausblicke nach dem winterweißen Säntis und nach der in die grüne Hügelfenkung sich schmiegenden, schönen Gallusstadt mit dem dunstbelegten See im Hintergrund zu streifen; hat es doch des Interessanten genug in nächster Nähe.

Da schlängeln sie sich heran auf allen Pfaden die Landsgemeindemänner mit dem in allen Nuancen, die schwarz sich beilegen kann, schillernden Cylinder, oder dem Wolkenhut auf

dem Kopf und dem Säbel an der Seite. Jeder stimmfähige Bürger trägt ihn heute als Zeichen seiner Freiheit und Wehrfähigkeit. Und so verschieden wie der Begriff Freiheit von seinen Trägern aufgefaßt wird, so mannigfaltig sind auch die Formen ihrer Waffe. Die militärpflichtige Jugend trägt das ordnungsgemäße Bajonnetmesser, von dem kaum die Spitze unter dem Kittelrand hervorlugt. Der Vertreter der Landwehr vom Bauernschlag hält in der braunen Faust, oft mit dem Regenschirm einträchtig zusammengeschnürt, den breiten, leichtgeschwungenen Säbel, ein altväterisches Erbstück und eine wirksame Dekoration des Besitzers mit dem wetterharten, schlauen Gesicht, umrahmt von dem starren, den Mund freilassenden Bartkranz. Weit eleganter präsentieren sich die schlanken Degen mit silbernem Griff der „Herren“, von welchen letztern aber selten einer die etwas linden Pfade übers Nachentobel gewährt hat. Diese Degen gemahnen an spanische Stoßklingen; doch



Landsgemeinde in Appenzell (A. O.) 1896. Phot. Aug. Ammann, Zürich. (Siehe S. 61).

habe ich mir sagen lassen, daß es darunter welche giebt, die rein dekorativ wirken, d. h. nur aus einer imitierten Scheide mit Griff bestehen.

Friedlich wie die Bestimmung all dieser Mordwaffen sind auch die Züge ihrer Träger; denn der Himmel hellt sich mehr und mehr auf und verspricht eine unerwartet „schöne Landsgemeinde“. Andere Jahre war das Land Ende April schon ganz im weißen Blüten Schmuck der Kirschbäume; doch heuer ist alles Wachstum noch sehr zurückhaltend und das liebt der Bauer. Von allen Seiten wimmelt es in schwarzen Ameisenzügen dem Tobel zu, durch dessen steile, schwachbewaldete Hänge und malerische Felspartien sich die Urnäsch windet. Und jenseits der gedeckten Brücke verdichtet sich der Schwarm und langsam, behaglich wird die freie Höhe erklimmen, wo das kleine Hundwyl auf grünem Wiesenplan sich sonnt. Am Wegrand sitzt ein Jnvalide mit der Drehorgel; doch der Gewaltthaue umgeht lieber ein sonst unbequemes Hügelchen, um nicht an dem vorgestreckten Hut vorbei zu müssen. Die alte Geschichte: Auf den geschichtlichen Tell schwört man, aber seine

Gefinnung, seine Devise „Gradaus“ weist man wie oft ins Gebiet der Sage.

Ein gewaltiges Summen wie Meeresbrausen empfängt uns auf dem von drei Seiten von Häusern umgebenen Platz und wir ziehen uns schleunig in unser Quartier, dem besten des Dorfes, ins Pfarrhaus zurück. Ein echtes Appenzellerhaus: weiß gemalt von außen, ein Fenster dicht am andern mit Ziehläden davor; behaglich weite, helle Räume drinnen, vor deren Deckbalken ein hohes Haupt das Bücken lernt. Geht Jemand die Treppe hinauf, so knackt das ganze Holzwerk und die Thüre erzittert wie unter derben Faustschlägen, und jeder Fußtritt über uns hört sich an wie dicht an unserer Seite, so daß man sich anfangs immer umsonst nach jemandem umsieht. Die gastlichen Bewohner dürfen sich gratulieren, daß dieser Ueberfall ihres friedlichen Heims nur alle zwei Jahre stattfindet. Gerade unter uns ist das Zimmer, wo die Herren der Regierung aus- und eingehen; sonst sind alle Fenster in der Munde besetzt von Neugierigen, die gleich uns die wimmelnde Menge überblicken. Jetzt kommt eine bestimmte Bewegung in die Masse. Sie

wird kompakter und vervollständigt sich immer noch durch neuen Zugang. Aller Augen richten sich nach dem Stuhl der Regierung, einer einfachen, hölzernen Estrade. Dort oben steht ein erprobter Musikdirigent, und auf seine Handbewegung intoniert die ganze Versammlung das altbekannte Landsgemeindelied:

„Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten. Alle sprechen:
„Deiner Hände Werk sind wir!“

Es ist ein originelles, fugenartig trozig klingendes Lied, dessen Dichter und Komponist ein Appenzeller, Heinrich Tobler in einer Person ist. Ich meine der alte Sântis müßte seine helle Freude dran haben, wenn diese wuchtigen Tonwellen zu seinen Felsenmauern heraufdringen, der Bittgesang eines ganzen Volkes, das an seinem Ehrentag seine Abhängigkeit von einem höchsten Wesen demütig anerkennt. Da steht neben kahlen, würdigen Häuptern so mancher junge Flaumbart, der vielleicht heute zum erstenmal mit dabei ist; neben strenger Rechtlichkeit die schlaue Berechnung, die nur den eigenen Profit kennt; neben ehrbarem, altväterischem Wesen die sorglose Gemüthsucht, die nur von der Hand in den Mund lebt. Sie alle fühlen sich jetzt im Wanne eines großen Momentes. Und wer es nicht vermag zum allgemeinen Besten unterzugehen in der Gesamtheit, der wähnt sich selber als den Mittelpunkt derselben und pocht auf seine Freiheit und Manneswürde, ohne zu merken, wie blechern sie klingen.

Das Lied ist verklungen und eine erwartungsvolle Stille legt sich über die vieltausendköpfige Menge. Aus dem Pfarrhaus bewegt sich in feierlich gemessenem Schritt ein Zug. Unter Vorantritt von acht in die Landesfarben Appenzells gekleideten Landstnechten, sechs Trommlern und zwei Pfeifern, und einer uniformierten Blechmusik, naht die Regierung: voran der regierende Landammann, eine mittelgroße, gewinnende Erscheinung mit markantem Profil und silbernem Lockenhaar, die Schultern umwallt vom schwarzwallenden Mantel; ihm zur Seite sein Vorgänger im Amt, eine hohe, markige Gestalt mit weißem Haupt. Hinter ihnen die übrigen Herren der Regierung, gefolgt von dem Landes- und den Gerichtsweibern. Sie besteigen den Stuhl und wie wenn man eine dunkle Decke von der Versammlung höbe, ist es anzusehen, wenn die Häupter sich entblößen zum stillen Gebet.

Auf die nun folgenden Verhandlungen ist alles sichtlich gespannt. Wer weiß, daß Appenzell a. Rh. bis jetzt kein eigentliches Steuergesetz hatte, sondern sich nur mit einer lüdenhaften Steuerverordnung beholfen, wer ferner bedenkt, daß der Vorschlag zu einem richtigen Gesetz über diese Materie schon siebenmal der Landsgemeinde vorgelegt und siebenmal von ihr verworfen worden, der konnte schon für die Annahme dieses Schmerzensfindes bangen, zumal da das Steuern sich bei den Appenzellern keiner größern Beliebtheit erfreut als bei den übrigen Kindern der Mutter Helvetia. Diskussionen sind an unserer Landsgemeinde nicht üblich; einigen Einfluß, oft den entscheidenden wie dies Jahr, übt die Eröffnungsrede des Landammanns. In richtiger Erwägung dieser Umstände läßt dieser darum heute die großen, politischen Ereignisse des Auslandes ganz außer Betracht, sich allein auf die äußerst klare, klug berechnete Darlegung der internen Angelegenheiten beschränkend. Es ist ein Meisterstück einer Volksrede, die er in knappen, schlichten und darum so überzeugenden Worten dem gespannt lauschenden Volke giebt und die deshalb auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Doch wir wollen nicht vorgreifen, denn vorerst kommen die Neu- und Ersatzwahlen in die Regierung, aus der dann die Wahl des Landammanns erfolgt.

Mit heller, weithin schallender Stimme thut der Weibel die Namen der zu den betreffenden Aemtern Vorgesetzten dem Publikum kund mit der stetigen Anrede: „Gerreue, liebe Mitlandsleute und Schweizerbürger! Wem's wohlg'fällt, daß X. X. zum Regierungsrat gewählt werde, der erhebe seine Hand!“

Vor der Wahl des Landammanns legt derselbe feierlich sein Amtsigill nieder, „das er nur zur Ehre und zum Wohl des Landes nach bestem Wissen und Gewissen gebraucht.“ Und einstimmig wird er wieder gewählt wie alle Regierungsräte und die Vertreter des Obergerichts. Als ob das gute Wetter Einfluß auf die Stimmung der Versammlung hätte, laufen nach den Wahlen auch die Abstimmungen über die neu einzuführenden Gesetze flott und günstig ab und als sogar die Hundestruer ganz wider Erwarten mit entschiedenem Mehr ange-

nommen wird, geht ein vergnügtes Murmeln, ein leiser Jubel als Ausdruck der allgemeinen guten Laune, der Ueberraschung durch die Masse. Und das unbeteiligte Publikum, das die Fenster garniert und den dunkeln Kernhausen mit hellen Hüten und Kleidern bunt umkränzt, freut sich mit.

Aber sofort tritt wieder Ruhe und Ernst ein mit der Fortsetzung der Gesetzesvorlagen, bis die Einladung zum Eid, der den effektvollen Schluß des ganzen Aktes bildet, an alle ergeht. Wohl drücken sich einige bei Seite, die sich stoßen an der altväterischen Form, der engen Dogmatik des Eides; oder ihrer strengen Rechtllichkeit ist die alljährliche Wiederholung eines Schwures, der in seiner Idee doch bindend für Zeit und Ewigkeit sein soll, ein Ünding. Zum bessern Verständnis dieser Ansichten will ich hier aus der Erklärung der Eidformel, wie sie alljährlich der versammelten Landsgemeinde vorgelesen wird, eine Stelle anführen:

„Dabei soll ein jeder Christ, der einen Eid schwören will, aufheben drei Finger, wodurch angedeutet wird die richterliche Herrlichkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; die zwei letzten Finger aber sollen in die Hand zurückgebogen und damit die gänzliche Unterwerfung der Seele und des Leibes unter die richterliche Gewalt Gottes vorgestellt werden“ . . . Und weiter unten: „Endlich, der falsch schwört, der red't, als ob er spräch': Als ich heute falsch schwöre, also mache ich mich schuldig dieses Urteils, daß meine Seele, die bedeutet wird durch den vierten Finger und mein Leib, der bedeutet wird durch den fünften Finger, geschieden werden sollen von aller Gemeinsame aller Heiligen und beraubt werden der erquicklichen Anschauung unsers Herrn Jesu Christi immer und ewiglich“ zc.

Für die unbeteiligten Zuschauer ist es ein feierlicher Moment, wenn erst der Landammann mit aufgehobener Rechten den Eid schwört mit folgenden Worten: „Das hab ich wohl verstanden, was mir ist vorgelesen worden; das will ich wahr und stets halten, treulich und ohne alle Gefährde, so wahr ich wünsche und bitte, daß mir Gott helfe.“ Wie ein leises Knistern und Rauhen geht es durch die Luft, wenn nach ihm das Heer der Landleute die Hand mit den Eidfingern aufhebt, und als gedämpftes Brausen schlagen vieltausendstimmig dieselben Worte in dumpfem, tiefem Klang an unser Ohr.

Die Landsgemeinde ist vorüber. Der Landammann wünscht seinen Mitbürgern glückliche Heimkehr und gesegnetes Wirken im Schutze der bestehenden und neu beschlossenen Gesetze zu Nug und Frommen des engern und weitem Vaterlandes. Ein lebhaftes Gemurmel der Befriedigung geht durch die Masse. Sie bewegt und dehnt sich wie ein Ungeheuer, das ungeheure Arme und Füße nach allen Himmelsgegenden ausstreckt. Schon streben diese schwarzen Negerchen die Hügel hinauf und dem Thale zu und immer noch bedeckt ihr Kernpunkt als dunkles Gewimmel den Platz. In feierlichem Zuge unter Musikbegleitung hat sich die Regierung zum wohlverdienten Mittagsmahl nach dem „Dachsen“ begeben und ihr nach drängen nun die Hungernden und Dürstenden und jeder ist froh der allerprimärsten Bedienung.

Der große Heerwurm der Hinterländer bewegt sich schon wieder auf der Landstraße nach Waldstatt, Arnäsch, Herisau zc., während die richtigen Festbummler, sofern sie über einen Wagen verfügen, dem Flecken Appenzell zustreben, um dort noch ein Stück Innerrhoder Landsgemeinde mitzumachen*). Und sie werden ihre Rechnung finden. Wohl füllt den Platz im lieblichen Appenzell nicht die imponierende Menge wie in Hundwyl und der strenge Ernst der Versammlung weicht dort einem zwanglosern, gewöhnlichern Geiste. Aber der Nachmittag und Abend bringt namentlich den Fremden allerlei ungewohnte Kurzweil. Von den Innerrhodern spricht man nicht viel, umso mehr aber von ihren Mädchen und Frauen. Ein eigener Reiz umgiebt diese schön gewachsenen Gestalten in der schönsten aller Trachten. Wer hinter diesen feinen, regelmäßigen Zügen entsprechende Geistesvorzüge und Gemüthsstärke sucht, wird sich vielleicht täuschen. Aber eine Augenweide sondergleichen ist es, so viel Anmut und Natürlichkeit mit schlafertigem Mutterwitz und harmloser Lebensfreude gepaart zu sehen, und es spricht für die Ehrbarkeit und Nüchternheit der holdseligen Innerrhodern, wenn schönheitsfreundige Künstlerraugen umsonst nach Herzensabenteuern unter ihnen suchen. Verdanken sie doch eben

*) Von der Inner-Rhodener Landsgemeinde können wir unsern Lesern zwei Originalaufnahmen vorführen, die wir ebenfalls der Güte des Herrn August Ammann verdanken. (Siehe S. 58 und 59).

diesem zähen Festkloßen an der Scholle, am Allhergebrachten und nicht zum wenigsten ihrer künstlerischen Beschäftigung, der feinen Handstickerei, ihre befruchtende Eigenart, die sich nicht mischen will mit Fremdem, Ungewohntem. Nichtsdestoweniger freuen sie sich ungeniert der lauten und leisen Bewunderung ihrer Festbesucher und zeigen sich dabei von ihrer gewinnendsten Seite. Da wird in den niedern Wirtsstuben die Zither geschlagen und aus jungfrischen Kehlen klingen Zuhlschreie und Sotler wie Herdenglocken.

Ich habe gesagt, von den Innerhodenern spreche man nicht viel, aber es gelüftet mich, den Lesern der „Schweiz“ zu ihrer Belehrung eine kleine Episode zu erzählen:

Da liegt die erste Nummer der „Schweiz“ auf unserm Tisch aufgeschlagen. Unser Mädchen, eine echte Appenzellerin, guckt hinein und lacht beim Anblick des hübschen Appenzellerpaars vom Trachtenfest in Zürich laut auf. Warum?

„Will's göttig, das sött en Senn si?“

„Warum denn nicht?“

„Aber en Senn het doch ken Schnauz, das isch nöd mögli!“

„Warum nicht möglic?“

„I ganz Innerhode lauft e fen söttige unenand, das isch eifach nöd sennisch.“

Bessere Gründe waren nicht aus ihr herauszubringen; aber mich amüsierte die Bestätigung des Spruchs: „Was kein Verstand der Verkündigen sieht, das ahnt voll Einfalt ein kindlich Gemüt.“ — Verzeihung für dieses Abschweifen vom Wege, aber bunte Blumen locken uns wie oft zu einem Seitensprung.

Wir selbst sind diesmal nicht mit nach Appenzell gepilgert, sondern mit dem Gros der Landsgemeindemänner von Hundwyl heimzugegangen, im Anfang halb gehoben von der Menge. Zum Glück war noch manches Wirtshaus und mancher Wurftand am Wege, die die hungrigen Passanten anlockten, so daß man nach und nach wirklicher Frühlingsluft, nicht inficirt von Tabaksqualm und Öfgerüchen sich freuen konnte. Wieder klangen Leierkasten am Wegrand, gedreht von Invaliden jeder Art mit wetterharten, unsympathischen Zügen, darunter ein Mädchen, ein „Hannele“-gesticht, dem man das Welken ohne Mühe aus den traurigen Augen las. — Vorüber!

Die Menge hat sich nach jeder Wegzweigung gelichtet; dafür kommen uns fröhliche Spaziergänger entgegen; Mütter, die mit ihren Kleinen den Vater erwarten. Da kommt er und wird jubelnd umringt: „Vatter, dar i der de Landsgemeind-jabel träge?“ Und der also erleichterte Vater greift dafür in die Taschen und fördert den obligaten „Landsgemeindchrom“ zu Tage und keins kommt dabei zu kurz.

Und morgen ist die sogenannte „Narrendemunde“; da geht er mit Frau und Kindern spazieren. Und ist er ein Musterhemann, so stößt er den Kinderwagen und läßt sich einen Fünftler nicht reuen, um die Seinen alle recht vergnügt zu sehen. Als ob dieser Montag ein hoher Festtag wäre, schließen dann alle Geschäfte, und wer gesunde Beine und ein frohes, oder nach Freude sich sehnedes Herz hat, der schließt sein Haus und sucht draußen den späten Lenz.

Und zu diesen Weltweisen gehören auch wir.

Das Sechseläuten in Zürich, 1897.

Von A. Fahlweid, Zürich.

Mit 12 Illustrationen nach photogr. Aufnahmen von R. Ganz in Zürich.

Alter Brauch im Brunkeskleide,
Alter Zeiten Festgepränge,
Alter Mut im Kampfgedränge,
Alter Märchen Augenblänge,
Jugendschöne Augenweide,
Ueberwölbt vom Himmelsblauen,
Ueberstrahlt vom Frühlingsschein,
Ei Welch edelschönes Schauen —
Welcher Herrscher zieht da ein?

Der Lenz ist's, der freudenspendende Frühling, zu dessen festlicher Begrüßung die alten Innungen Zürichs von „einst“ die bunte, fröhliche Feier ins Leben rufen je am zweiten Montag nach Ostern. Siegesfeier möchte ich sie nennen, denn es wird in Acht und Bann erklärt der Winterkönig, dem Flammentod überliefert von fröhlicher Lynchjustiz und Prinz Frühling

hält unter sonoren Glockenklängen zur sechsten Abendstunde seinen Einzug, tritt sein Herrscheramt an mit dem „Sechseläuten“. Sesamwort für das sonst kühle Verhalten des Züricher Charakters. Sei es nun ein gewisser Stolz auf die alte, hübsche Sitte, die bis in das 14. Jahrhundert hinaufreicht, da die Zunftbrüder, angethan mit ihrem Gildegewand und Wappen unter Sang und Klang ein mailiches Julfest feierten, sei es nun die Befriedigung, daß am Ende des 19. Jahrhunderts dem Volke noch der frische Blütenzweig der Lenzfeier geboten wird — es ist zu „berichten und zu vermelden“, nie steht man Zürich so froh, so jubelvoll und freudig erregt wie an diesem Feste, auf welches die hübsche Limmatstadt auch dieses Jahr mit Stolz zurücksehen darf.

Um dem etwas einseitigen, durch jährliche Wiederkehr abgeplatteten Zunfttreiben mehr Nachdruck, Glanz und Würde zu verleihen, entstanden Mitte dieses Jahrhunderts die historischen Umzüge, und teilten sich, wie auch jetzt noch, die fortbestehenden Zunftgesellschaften in die Uebernahme der einzelnen Gruppen. Da bot sich nicht nur ein weites Feld zur Auferstehung der Waffen- und Geisteshelden Zürichs, zum Hervorrufen bedeutender Episoden aus der Geschichte, ein jeder Schweizer sah gleichzeitig darin die Apoteose der Freiheit, der Macht seines Landes.

Dieses Jahr wollte man das Fest speziell der jungen Menschenblüte weihen. „Die Jugend in der Geschichte und im Märchen“ betitelt sich der wohldurchdachte, glänzend und vornehm ausgestattete Umzug. In seiner besten Aprillaune lachte der wolkenfreie Blauhimmel herunter, sandte Frau Sonne ihre strahlendsten Diener herab zur Begrüßung des von klingenden Tönen umrauschten, sceptergeschmückten Heroldes im tiefblau und weißen Prachtgewande. Hoch zu Ross, wie der schweigende Verkünder kommender Pracht, folgen die Bannerträger. Die Schweizer- und die Züricher Farben leuchten und mit der loberbeerkränzten Bannerseide spielen anmütig die Lenzlüfte. Rauscht es nicht leise wie Stimmen aus ferner Zeit:

Pace et gloria —
Salve Helvetia!

Und kühn geschultert die alte, starke Tellenwaffe, schreitet einher die Armbrustschützenchar Zürichs — schreitet voraus den elf wappengeschmückten Bannerträgern der alten Außergemeinden, die im Laufe der Zeit sich an das Weichbild der Altstadt anschmiegen, die sich unter den mütterlichen Schutz Groß-Zürichs stellten.

Laß im Lenzesonnenschein die Lanzen blitzen, fröhliche Jungmannschaft, das Wappen Helvetias auf der jungen Brust... es naht die Festeskönigin, die Göttin der Jugend. Unter kühngewölbtem Baldachin thront die Frühlingssee des Lebens, umgeben von hoffnungsrünen, freuderosigen Genien. Glückselig derjenige, dem einft galt dein Frohlächeln — in dunkeln Tagen denkt er zurück der strahlenden Glückeszauberin — der Jugend.



Kindertreuzzug.



Bannerträger von Bickten.